

dem eigenen Leben, die früher einmal so normal waren wie Atmen. Er glaubt, ich würde mir ein Bild von mir selbst ansehen. Darunter die Worte: Ist Ellice MacAuley tot oder noch am Leben?

Ich nehme die Ohrhörer aus meinen Ohren. »Meine Zwillingsschwester.«

»Tut mir leid, Ma'am«, sagt er mit einem strahlenden Lächeln und klingt dabei, als hätte ihm noch nie in seinem Leben irgendetwas Leid getan. Das ewige Lächeln und *Ma'am*-Getue nervt mich, und ich werde wütend. Dass dies das Einzige ist, was ich an Amerika nicht vermissen werde, ermüdet mich noch mehr, macht mich noch saurer. Ich denke an meine Eigentumswohnung an der Pacific Avenue. An das durchgeknallte Leben auf der Promenade und am Muscle Beach. Die verrückten und durchtanzten Nächte in Kellerclubs, an deren Wänden der kondensierte Schweiß herunterrinnt. An die türkisfarbene Ruhe des Meeres. Des Meeres, das ich liebe.

Ich nehme noch einen großen Schluck Wein, stecke mir die Ohrhörer wieder in die Ohren und drücke auf Play. Das Foto von El wird von dem einer Reporterin abgelöst: jung und ernsthaft, vermutlich erst in ihren Zwanzigern. Der Wind peitscht ihr das Haar wild ums Gesicht.

»Am Morgen des dritten April segelte die in Leith wohnhafte Ellice MacAuley, einunddreißig, von diesem Yachtclub in Granton Harbour in der Förde von Forth los. Seither wurde sie weder gesehen, noch hat jemand von ihr gehört.«

Ich zucke zusammen, als die Kamera vom Yachtclub weg zoomt, um die Eisenbahnlinie und die Straßenbrücken in Queensferry im Westen aufzunehmen, um dann nach Osten zu den Ausläufern von Earlsferry und North Berwick zu schwenken. Dazwischen sieht man die graue Förde und die niedrigen, sanften Hügel von Kinghorn und Burntisland am gegenüberliegenden Ufer. Dann schwenkt die Kamera zurück zum Hafen, zu seinen hüpfenden Bojen und langen Pontons und den weißen Segelbooten mit den klappernden Masten. Eine Betonrampe, die sich steil ins Wasser senkt. Ein anderer Kran. Kein Lagerhaus.

Wie konnte ich nur übersehen, dass dies derselbe Hafen ist – ein Ort, über den ich seit Jahrzehnten nicht mehr nachgedacht habe, und doch gibt es ihn noch, beinahe unverändert. Ein Schauer lässt meinen Nacken verkrampfen. Eine Furcht, die ich lieber nicht weiter analysieren will, ebenso wenig wie alles andere, was mir durch den Kopf gegangen ist, seit die Voicemail-Nachrichten in meiner Inbox gelandet sind. Ich greife wieder nach meinem Wein, erleichtert, weil auf dem Bildschirm nicht mehr der Hafen zu sehen ist, sondern Archivbilder von Rettungsbooten und Hubschraubern.

»Als Ms MacAuley nicht in den Royal Forth Yacht Club zurückkehrte, wurde Alarm geschlagen, und es wurde weiterhin festgestellt, dass sie ihren Zielort in Anstruther nicht erreicht hatte. Die Küstenwache und die Seenotrettung RNLI sind an der Suche beteiligt, aber das anhaltende schlechte Wetter hat ihre Bemühungen deutlich behindert.«

Ein Mann: mit Hängebacken, fast kahl, ernst wie die Reporterin, aber mit einem Glitzern in den Augen, als täte er nur so. Er schaut mit vor der Brust verschränkten Armen in die Kamera. Unter seinem viel zu großen Bauch steht: *James Paton*,

Königliche Küstenwache, Koordinator für Such- und Rettungsmissionen, Aberdeen.

»Wir wissen, dass Ms MacAuley eine kompetente Seglerin ist ...«

Wissen wir das?, denke ich.

»... angesichts der Windstärke, die am Morgen des dritten April in der Förde herrschte, nehmen wir an, dass sie bereits für nahezu sechs Stunden verschwunden war, als sie vermisst gemeldet wurde.« Er verstummt, und obwohl er nur von der Taille aus aufwärts gefilmt wird, sehe ich, wie er sich noch etwas breitbeiniger hinstellt, wie ein Revolverheld. Er schafft es gerade so eben, nicht mit den Achseln zu zucken. »In den letzten zweiundsiebzig Stunden betrug die Temperatur in der Förde nicht mehr als sieben Grad Celsius. Unter diesen Umständen kann ein Mensch nicht länger als drei Stunden im Wasser überleben.«

Arschloch, denke ich. Mit Els Stimme.

Die Kamera schwenkt wieder zur Reporterin, die immer noch so tut, als wäre ihr die ruinierte Frisur ganz egal. »Jetzt, am Ende des zweiten Tages der Suche und unter verschlechterten Bedingungen«, sagt sie, »sinkt die Hoffnung auf eine sichere Rückkehr von Ellice MacAuley.«

Ein Bild von El und Ross irgendwo im Urlaub nimmt den gesamten Bildschirm ein. Sie sehen darauf gebräunt aus, mit weißen Zähnen; er hat den Arm um ihre Schultern gelegt, sie lehnt sich an ihn, hebt das Kinn und lacht. Ich kann mir schon vorstellen, warum die Berichterstattung so eifrig und intensiv ist. Sie sind wunderschön. Sie sehen einander an, als wären sie gleichzeitig ausgehungert und satt. Die Intimität des Bildes ist mir unangenehm; der Wein in meinem Magen fühlt sich plötzlich an wie Säure.

Ich nehme mein Handy zur Hand und öffne die Wetter-App. Ich habe Edinburgh nach Venice Beach darauf immer noch als zweiten Favoriten abgespeichert; ich hatte gar nicht darüber nachgedacht, warum. Sechs Grad Celsius und starker Regen. Ich schaue aus dem Fenster in die Dunkelheit, auf die langen Reihen der weißen Startbahn-Lichter.

Es ist noch nicht einmal sechs Uhr morgens in Großbritannien, aber schon taucht ein neues Video auf: *Tag drei, 5. April*. Ich sehe es mir nicht an. Ich weiß sowieso, dass sich nichts geändert hat. Ich weiß, dass sie noch nicht gefunden wurde. Ich weiß, dass sie heute noch weniger als gestern erwarten, sie zu finden. Darunter sehe ich ein weiteres Bild mit einem Link, der weniger als zwei Stunden alt ist. *Arzt-Ehemann der vermissten Frau aus Leith verliert die Hoffnung*. Das Bild lässt meinen Atem stocken. Es tut weh, ihn so zu sehen. Es würde *jedem* wehtun, ihn so zu sehen. Ross kauert neben einer niedrigen Mauer, die Knie zum Kinn gezogen, die Hände im Nacken verschränkt, und drückt die Ellenbogen eng vor sich zusammen, wie einen Schutzschild. Ein Mann in einem langen Anorak steht neben ihm, sieht auf ihn herab und sagt offenbar etwas, aber Ross achtet nicht auf ihn. Stattdessen schaut er hinaus auf die Förde, mit offenem Mund und in tiefer Verzweiflung. Ich kann seine Trauer und sein Entsetzen beinahe hören.

Ich knalle den Laptop viel zu heftig zu, trinke meinen Wein aus, während die Leute mich anstarren. Meine Hand zittert, Tränen treten mir in die Augen. Die Stunden zwischen New York und Edinburgh stehen drohend vor mir und sind gleichzeitig nicht genug Zeit. Ich will nicht zurück. Ich würde alles – *absolut alles* – geben, um nie, niemals wieder zurückzumüssen.

Ich stehe auf, um in die nächste Bar zu gehen; ich ertrage es nicht, noch einmal mit dem *Ma'am*-Kellner reden zu müssen. Ich nehme meinen Laptop und meine Tasche und werfe einen Zwanzig-Dollar-Schein auf den Tisch. Ich bin schon ziemlich unsicher auf den Beinen, als ich zwischen den Tischen hindurchgehe. Ich hätte wohl doch diesen Burger essen sollen. Aber das ist egal. *Alles* ist jetzt egal. Die Leute starren mich immer noch an, und ich frage mich, ob ich es wohl laut gesagt habe, bis ich merke, dass ich stattdessen den Kopf schüttele. Denn ich muss es glauben. Ich muss glauben, dass sich nichts geändert hat. Dass all diese Angst und das kalte Grauen in mir gar nichts bedeuten. Ich denke an Edinburgh, an Leith, an das graue Haus in der Westeryk Road, mit den Wänden aus flachen Steinen und den georgianischen Sprossenfenstern. Ich denke an Grandpas zahnluckiges Lächeln, und das nimmt mir die schlimmste Panik. *Nane ae it amounts tae pun ae mince, hen.*

Ich war nicht in Edinburgh, als meine Schwester starb. Ich war nicht auf dem Flughafen von Los Angeles oder auf dem JFK-Flughafen. Ich war noch nicht einmal auf dem schmiedeeisernen Balkon meiner kalifornischen Wohnung, um auf den Pazifik hinauszuschauen, Rotwein zu trinken und so zu tun, als wäre ich genau dort, wo ich immer hatte sein wollen.

Ich war nirgends, als meine Schwester starb.

Weil sie nicht tot ist.

KAPITEL 2

Ich stehe auf dem Bürgersteig, bis der Bus außer Sicht ist. Entweder ist die Wetter-App auf meinem Handy kaputt, oder das Wetter selbst: Es ist kalt und sonnig mit einem wolkenlosen Himmel. Der Wind, der von der Stadt aus hierher weht – Rauch und die Ausdünstungen von Doppeldecker-Bussen und Brauereien und Kohlenfeuern –, ist schwach und beißt. Ich kann das Meer riechen. Alles und doch nichts ist so wie immer. Die Häuser sind dieselben Häuser, die Straße ist dieselbe Straße, da ist der kleine Minimarkt genau an der Stelle, an der er immer war: Colquhoun's von Westeryk. Ein plötzlicher kalter Windstoß hebt das Haar in meinem Nacken an und bringt wieder einen salzig-säuerlichen Schwall Meeresluft. Das Meer muss auch kalt sein. Ich versuche, nicht an den selbstgefälligen Revolverhelden aus den Nachrichten zu denken. Viel kälter als die Luft.

Ich schaue mir Westeryk Road 36 genau an. Das Metalltor ist noch dasselbe. Die eckig geschnittenen hohen Hecken mit den gelben Stellen, der Pfad, der den Rasen teilt. Ich muss nicht hochschauen, um zu wissen, dass die ehrwürdige Symmetrie der grauen Steinquader und die hohen, schmalen Sprossenfenster ebenfalls gleich geblieben sind. Die beiden Steinmauern an der Seite mit den weißen Schamott-Pfosten und roten Holztüren, die zu den Durchgängen am Haus führen.

Plötzlich halte ich inne und wirbele herum. Da ist niemand. Aber das Gefühl, dass da jemand war, ist so stark, dass ich einen Schritt nach vorn mache. Mein Herz pocht viel zu schnell. Ich schaue über die Straße zur Reihe roter Sandstein-Reihenhäuser, die El und ich immer die Lebkuchenhäuschen genannt haben. Die schmalen Häuschen mit den adretten weißen Türstürzen und den Blumenkästen voller Stiefmütterchen und Petunien, die so gar nicht zu dem hoch aufragenden grauen Haus passen, auf das sie schon immer schauen mussten. Dieses Gefühl, beobachtet – *gemustert* – zu werden, wird stärker; meine Nackenhärchen stellen sich auf. *Hör auf.*

Ich drehe mich um zu Nummer 36, öffne das Tor, gehe den Pfad entlang, steige die vier Steinstufen hinauf, und da ist der Fußabstreifer aus rotem Metall und die letzte rote Stufe, die riesige rote Haustür. Sie ist angelehnt. Ich fragte Mum einmal, warum wir es nicht das Rote Haus nannten, und sie blinzelte und warf mir diesen *Dummes-Mädchen-Blick* zu. Manchmal kann ich mich nur noch an diesen Blick erinnern, wenn ich an sie denke.

Es ist nun mal das Spiegelhaus. Genau wie du und Ellice. Genau wie Spiegelland.

Vielleicht besaßen El und ich früher eine ähnlich starre Symmetrie wie dieses Haus – oder nein, kein Vielleicht, ich weiß, dass es so war –, aber nichts kann für immer so bleiben, wie es ist. Ich drücke die Tür auf und trete in die Eingangshalle. Schwarz-weiße Kacheln. Dunkle Eichenvertäfelung und blutrote Wände. Als wollte mir das Haus als Erstes genau das Gegenteil beweisen. Ich schließe die Augen, und sofort höre ich, wie sich ein schwerer Riegel bewegt und an seinen Platz fällt. Etwas Schwarzes, das vorbeihuscht. *Lauf*. Aber als ich mich umsehe, ist die Tür noch offen, warmes Sonnenlicht dringt herein. *Hör auf*.

Ich drehe den Messingknopf der zweiten Tür und sehe kurz mein Spiegelbild mit den aufgerissenen Augen darin, bevor sich die Tür zum Korridor öffnet und den geschwungenen Schatten der Treppe zeigt. Der alte Teppich ist fort, an seiner Stelle glänzt hier Parkett. Die Sonne dringt durch das runde Oberlicht über der Tür, und plötzlich sehe ich mich selbst, wie ich im Schneidersitz in diesem Lichtstreifen sitze, in Grandpas Enzyklopädien lese und der Teppich an meiner Haut kratzt wie winzige Nadeln.

An den Wänden des Korridors hängen dicht an dicht die vertrauten Zierteller, klein und groß, mit gewellten und vergoldeten Rändern: Finken, Schwalben, Spatzen sitzen auf belaubten Zweigen, kahlen Zweigen, schneebedeckten Zweigen. Das hohe alte Telefontischchen aus Eichenholz und Grandpas Standuhr stehen exakt an derselben Stelle wie damals, zu beiden Seiten der Tür zum Wohnzimmer. Und auch wenn das unwahrscheinlich zu sein scheint – fast bizarr, zwanzig Jahre später –, stehen sie dort dennoch Wache. Der Geruch ist ganz genau derselbe, hat sich kein bisschen verändert: Es riecht nach Alter, nach altem Holz und alten Erinnerungen.

Meine Ungläubigkeit wird von einer Erleichterung gemildert, die ich nicht erwartet, und einer Beklommenheit, die ich erwartet hatte. Ich atme tief und lange ein, und etwas in mir lockert und befreit sich. Es fühlt sich immer noch ein wenig an wie Angst – es ist spröde und scharfkantig. Aber auch warm. Tief wie das Meer. Es hat Erwartungen. Ein viel zu großer Teil von mir freut sich, endlich wieder hier zu sein. Freut sich, dass alles unglaublicher- und unerklärlicher Weise haargenau so ist wie früher.

Ich gehe in die Küche, als wäre es immer noch mein Zuhause, und da hockt Ross auf Händen und Füßen auf den blau-weißen Kacheln. Er schaut hoch. Blinzelt. Zuckt zusammen.

Und ich habe zu viel damit zu tun, an all die Dinge zu denken, die ich ihm nicht sagen kann, weshalb mir nichts anderes einfällt als: »Wie schmeichelhaft. Die meisten Leute begrüßen mich nur mit ›Hallo‹.«

»Cat.« Seine Stimme bricht, als hätte mein Name zwei Silben. Als er aufsteht, sehe ich, dass überall um uns herum auf den Fliesen Porzellanscherben liegen.

»Soll ich dir helfen?«

»Ich mache das später.« Er tritt über die Scherben und bleibt ein paar Zentimeter vor mir stehen. Sein Lächeln ist genauso angespannt, wie sich meins anfühlt. »Wie ist es in L.A.?«

»Heiß.«

Seine Knöchel sind ganz weiß. »Wie war die Reise?«